

# Die Briefmarkensammlung

Autor(en): **Capek, Karel**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **60 (1956-1957)**

Heft 5

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-666089>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## D I E B R I E F M A R K E N .

### S A M M L U N G

Als zehnjähriger Junge begann ich, mir eine Markensammlung anzulegen. Der Vater sah es nicht gern. Er meinte, es könnte mich am Lernen hindern. Aber ich hatte einen Schulkameraden, den Loisl, und mit dem verstand ich mich in unserer philatelistischen Leidenschaft. Der Loisl war der Sohn eines Drehorgelspielers, ein sommersprossiger Junge, ruppig wie ein Spatz, und ich liebte ihn, wie nur Kinder einen Kameraden lieben können.

Mein Vater war Notar, der erste der Ortshonoratioren, ein unerhört würdevoller und strenger Herr, und ich hatte den Loisl ins Herz geschlossen, weil er geschickter war als ich und weil er mit der linken Hand Steine schmeissen konnte.

Der Loisl war mein Vertrauter, als ich begann, die Markensammlung anzulegen. Jemand hat gesagt, nur Männer hätten Sinn für Sammeln. Das ist richtig. Ich denke, es wird ein Ueberbleibsel aus jener Zeit sein, in der jeder Mann eine Sammlung von Köpfen erlegter Feinde anlegte. Aber so eine Briefmarkensammlung, die ist mehr als bloss ein Besitz, die ist ein ewiges Abenteuer. Mit einem gewissen Beben berührt der Mensch ein Stück ferner Länder, sagen wir Boliviens oder des Kaps der Guten Hoffnung; man bekommt mit diesen exotischen Gegenden so etwas wie eine persönliche Fühlung. Etwas vom Reisetrieb, von der Lust, auf See zu fahren, überhaupt männlicher Abenteuerbegierde steckt im Briefmarkensammeln. Es ist wie bei den Kreuzzügen des Mittelalters.

Mein Vater wollte nichts davon wissen. Väter lieben es im allgemeinen nicht, wenn ihre Söhne etwas anderes tun als sie selbst. Ich musste mich also mit meiner Markensammlung auf dem Dach-

boden verstecken, damit Vater nichts davon erfahre. Dort stand eine alte Truhe, eine sogenannte Mehlkiste, und in dieser Kiste verkrochen wir uns wie zwei Mäuse und zeigten einander unsere Schätze: «Schau, das hier ist Holland, das hier Aegypten.» Und gerade darin, dass ich mich mit meinem Reichtum verstecken musste, lag das fast sündhaft Schöne. Die Art, wie ich mir meine Marken verschaffte — das war wieder ein anderes Abenteuer. Ich lief zu bekannten oder unbekannt Familien und bettelte um die Erlaubnis, mir von ihren alten Briefen die Marken ablösen zu dürfen. Bei manchen gab es auf dem Dachboden oder in einem alten Sekretär Schubladen voll alter Papiere. Das waren meine seligsten Stunden, wenn ich, auf der Erde sitzend, die verstaubten Papierstösse durchstöberte und nach einer Marke suchte. Wenn es einmal vorkam, dass ich eine alte Lombardei, irgendeinen deutschen Kleinstaat oder eine freie Stadt fand, so fühlte ich eine Freude, die beinahe weh tat — jedes übermässige Glück schmerzt so süss. Indessen wartete draussen der Loisl auf mich, und wenn ich endlich wieder erschien, so flüsterte ich noch in der Tür: «Loisl, eine Hannover war dort!» Und wir rannten nach Hause mit unserer Beute und krochen in die Truhe.

In unserer Gegend gab es Textilfabriken, die allerhand Ramschware erzeugten. Jute, Kaliko, Kattun und Baumwollzeug. Das wird ausschliesslich für die Farbigen der ganzen Erdkugel erzeugt. Man erlaubte mir in den Papierkörben der Fabriken nach Marken zu suchen. Das war mein reichstes Jagdrevier. Siam konnte man dort finden, Südamerika, China, Liberia, Afghanistan, Borneo, Neuseeland, Kongostaat — schon die blossen Namen klingen im Ohr wie ein Geheimnis und wie eine Sehnsucht. Herrgott, diese Freude, wenn einmal eine Marke aus den Straits-Settlements dabei war — oder Korea! Neu-Guinea! Madagaskar! Diesen Rausch kann nur ein Jäger begreifen oder ein Schatzsucher, der Ausgrabungen macht. Suchen und finden, das ist die grösste Spannung, die stärkste Befriedigung, die das Leben dem Menschen zu gewähren hat.

Das also waren die schönsten Jahre meines Lebens. Die Jahre mit dem Loisl und mit den Marken. Dann bekam ich Scharlach, man liess den Loisl nicht zu mir, aber er stand draussen im Korridor und pfiff, damit ich ihn wenigstens höre. Einmal passte man nicht auf mich auf und, schwups, war ich auf dem Boden bei meinen Marken. Ich war so schwach, dass ich den Deckel

der Truhe kaum heben konnte. Aber die Truhe war leer. Die Schachtel mit den Marken war verschwunden.

Wie weh das tat und wie ich erschrak, kann ich heute kaum schildern. Ich glaube, ich stand wie versteinert da und konnte nicht einmal weinen; so presste es mir die Kehle zusammen. Es war schon fürchterlich genug, dass meine Marken, mein grösster Schatz, weg waren. Aber noch fürchterlicher war es, dass es bestimmt der Loisl war, der sie gestohlen hatte, während ich krank lag. Entsetzen, Enttäuschung, Verzweiflung kamen über mich. Nachher lag ich in hohem Fieber, und in den lichten Augenblicken dachte ich verzweifelt nach. Weder meinem Vater noch meiner Tante sagte ich auch nur ein Wort — meine Mutter lebte nicht mehr — ich wusste, dass sie mich nicht verstehen könnten.

Der Verrat des Loisl war die erste und die grösste Enttäuschung, die mir zuteil wurde. Damals fing ich an, Unterschiede zwischen Menschen zu machen. Ich hatte den Zustand der sozialen Unschuld verloren. Aber ich wusste damals noch nicht, wie tief es mich erschüttert hatte.

Als mich das Fieber verlassen hatte, ging auch der Schmerz über die verlorenen Marken von mir. Nur eins gab mir noch einen Stich ins Herz: dass ich den Loisl mit neuen Kameraden sah. Aber als er auf mich zugelaufen kam, ein wenig verlegen nach so langer Zeit, da sagte ich ihm: «Geh' nur, mit dir rede ich nicht!» Loisl wurde rot, und nach einer Weile sagte er: «Auch gut!» Seit damals hasste er mich.

Das war also das Ergebnis, das mein ganzes Leben entscheidend beeinflusst hat. Nie mehr hatte ich einen Kameraden, und als ich heranwuchs, begann ich sogar, mir etwas darauf einzubilden, dass ich niemanden brauchte. Später merkte ich, dass kein Mensch mich leiden konnte. So wurde aus mir ein stolzer, ehrsüchtiger, nur auf sich selbst bedachter, aber peinlich korrekter Mensch. Ich war böse und hart gegen meine Untergebenen, habe ohne Liebe geheiratet, meine Kinder in Furcht und Gehorsam erzogen, und durch Fleiss und Gewissenhaftigkeit nicht geringe Verdienste erworben. Das war mein Leben, mein ganzes Leben; ich kümmerte mich um nichts anderes als um das, was ich unter meiner Pflicht verstand.

Vor drei Jahren starb meine Frau. Ich wollte es weder mir selbst noch sonst jemand einge-

stehen, aber mir war furchtbar traurig zu Mute, und in dieser Stimmung kramte ich in allerlei Familienandenken herum; Photographien, Briefe, meine alten Schulhefte — es würgte mich geradezu im Hals, als ich sah, mit welcher Sorgfalt mein gestrenger Vater sie aufbewahrt und geordnet hatte. Am Ende hatte er mich doch lieber gehabt, als ich damals verstehen konnte. Auf dem Boden war ein ganzer Schrank voll mit derlei altem Kram, und zuunterst in einer Lade eine Schachtel, mit meines Vaters Petschaft versiegelt. Als ich sie aufmachte, fand ich in ihr die Briefmarkensammlung, die ich fünfzig Jahre früher angelegt hatte. Tränen stürzten mir aus den Augen, und ich trug die Schachtel wie einen Schatz auf mein Zimmer.

Das also war es damals gewesen, begriff ich mit einem Schlag. Als ich krank lag, hatte der Vater die Sammlung konfisziert, damit ich ihretwegen das Lernen nicht vernachlässige. Und dann kam mir zum Bewusstsein: der Loisl hat mir also die Marken gar nicht gestohlen. Schmerz und Scham stiegen in mir auf. Nur geführt von meinem falschen Verdacht, hatte ich meinen einzigen Kameraden verloren. Nur deshalb ist es geschehen, dass ich die Armen verachten lernte; dies die Ursache, warum ich mich keinem Menschen anschliessen konnte. Daher mein Widerwille gegen Briefmarken. Darum also hat meine Frau zu leiden gehabt. Darum war ich so hart, darum so einsam. Darum, nur darum habe ich soviel erreicht und so musterhaft meine Pflicht erfüllt.

Plötzlich sah ich mein ganzes Leben mit anderen Augen an. Und es erschien mir öde und ohne Sinn. Wenn das nicht geschehen wäre — Herrgott, was hätte ich alles sein können! Hätte doch die Menschen lieben können, sie verstehen. Mir war als taute eine Eisschicht in mir auf. Eine Marke nach der anderen nahm ich vor. Alle waren sie da: Lombardei, Kuba, Siam, Hannover, Nicaragua, Philippinen, all die Länder, in die zu fahren ich damals gewünscht habe und die ich jetzt nie mehr werde sehen können. An jeder dieser Marken haftete ein Stück von etwas, das hätte geschehen können und nicht geschehen ist. Eine ganze Nacht sass ich über den Marken und hielt Gericht über mein Leben. Und ich erkannte, dass es ein fremdes, ein künstliches und unpersönliches Leben gewesen ist, und dass das, was eigentlich mein Leben hätte werden sollen, nie Wirklichkeit geworden ist.